



Feiertabend



Die Versuchung.

Novelle von Axel Rasmussen.

Manchmal überfiel es ihn wie ein Krampf, schüttelte ihn, riß ihn, daß er die Zähne zusammenbeißen mußte, um nur die anderen nichts merken zu lassen. Hätte er, Niels Garman, dieser blasser Mensch mit den großen, hungrigen, fast fiebernd glänzenden Augen, hätte dieser unansehnliche Mensch und ausgezeichnete, pflichttreue Beamte die Zähne voneinander gelöst in einem solchen Augenblick, er würde schreien müssen vor Qual, vor Trauer, vor Empörung. Dieses Leben — dieses grauenhafte Leben! Mit seinem öden Tagaus-Tagein, mit dem Einkerker täglich achtstündiger Arbeit, mit dem großen Gehalt und den noch länglichen Vergnügungen. Dieses Sitzen hinter dem Schalterfenster, in der staubigen, dumpfen Atmosphäre des Büros, und dann, die nörgelnde, zänkische Frau, deren Anblick ihm weh tat, ihn erbitterte und verfürte. Die niemals, nie auch nur mit leiser Frage sich nach seinem Ergehen erkundigte, nie zärtlich und freundlich seinen müden, schmerzenden Kopf streichelte, die ausging in ihren kleinen Sorgen und Nöten.

Er verstand das ja — o gewiß, er verstand das. Wenn man so arm ist, dann verliert die Seele bald ihre Flugkraft, und der Geist bleibt stumpf und flügellos am Boden liegen. Und doch: in mancher vergnügten, zerquälten Stunde bohrt eine Frage in seinem Hirn: Habe ich diese Frau jemals geliebt? Und wenn — wie ist es möglich, daß es geschah? Wie ist es möglich, daß sie sich so schnell, so grauenhaft schnell derart verändert hat? Wo wir doch kaum zwölf, höchstens dreizehn Jahre verheiratet sind?

Er fand keine Antwort auf diese Frage. Und wenn er schließlich müde wurde, sie sich stets aufs neue zu wiederholen — nicht müde wurde er des Wunsches, dieses ganze, öde Leben möge einmal plötzlich ein Ende nehmen. Er müßte reich sein, so reich, daß er reisen könnte, ganz weit fort. Jergendwohin, wo die Welt schöner, die Sonne leuchtender ist. Wo über fremden, seltsamen Bäumen ein strahlend-blauer Himmel sich wölbt, wo hübsche, kostbar gekleidete Menschen ein Leben ohne Mühe und Last führen und die Tage sich wie schimmernde Perlen aneinanderreihen.

Er wußte nicht viel von südlicheren, wärmeren Gegenden. Kaum mehr, als er

gelegentlich in einigen Büchern gelesen hatte. Aber wenn der reiche Fabrikant Ole Warranson vor ihm stand, dieser Millionär, der sicher an einem Tage mehr verdiente, als er, Niels Garman, im ganzen Jahr, dann wurde seine Sehnsucht wach. Das war ein vom Glück Ausgewählter, dieser Warranson. Einer, dem alles hundertfältig in den Schoß fiel, ohne daß er nötig hatte, einen Finger krümmen zu machen. Der konnte sich sein Leben einrichten, wie er wollte. Sagte er heute: ich will nach Italien fahren — nun, so tat er einen Griff in seinen Tresor, stopfte ein Bündel Banknoten in die Rocktasche und fuhr eben nach Italien. Da brauchte es kein großes Ueberlegen und Rechnen.

Warranson war oft auf dem Postamt — er war ein leutseliger, aber auch mißtrauischer Mensch. Jedenfalls hatte er einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Deshalb erschien er mit ziemlicher Regelmäßigkeit, um etwa eingegangene Geldsendungen selbst zu quittieren und in Empfang zu nehmen. „Man soll seine Angestellten nicht mehr als irgend nötig in Versuchung bringen“, pflegte er seine Handlungsweise mit hämlichem Lächeln zu begründen.

Er bekam viel Geld, aus allen Ecken des Landes. Sein Unternehmen blühte, das konnte man sehen. Und immer waren es größere Summen: zehntausend Kronen, zwanzigtausend — manchmal sogar noch mehr. Er quittierte über die Beträge mit der ruhigen Gelassenheit langjähriger und selbstverständlicher Übung. Aber Garman — der ihm das Geld vor dem geöffneten Schalter anzählte — zitterte oft heftig. Er war so aufgeregt, daß er errötete, weil er glaubte, der andere müsse das Beben seiner Hände sehen. Es gab keinen anderen in der Stadt, der derartige Summen durch die Post erhielt.

Aber Warranson sah das nicht — vielleicht weil ihm so ein kleiner Beamter ein zu untergeordnetes Wesen war, um es überhaupt eines Blickes zu würdigen. Er unterschrieb mit seiner regelmäßigen, runden Schriftzügen, die anzusehen eine beinahe ästhetische Freude war.

Manchmal, in einem stillen Augenblick, erlachte Garman sich dabei, wie er die Unterschrift auf einem Bogen Konzeptpapier

nachmalte. Ole Warranson — Ole Warranson — Ole Warranson — Er freute sich, wie gut es ihm gelang, diese Schrift nachzuahmen. In kurzer Zeit hatte er es soweit gebracht, daß kein Dritter einen Unterschied hätte bemerken können. Lächerlicherweise war er darauf direkt stolz — er kam sich beinahe vor, als wäre er selbst dieser angesehenen Fabrikant, der so große Summen zugeschickt bekam.

In diesem Frühling, der mit Duft und Wärme und Grün vorzeitig und fast stürmisch ins Land fiel, war Maria, Garmans Frau, besonders unselbstlich. Sie war wohl jetzt in den Jahren, wo ihr Körper von der Jugend endgültig Abschied nahm. Garman bemühte sich, das zu verstehen. Aber kein Verständnis schützte ihn gegen die Auswirkungen ihrer krankhaften bösen Laune, und er fühlte sich bedrückt, unfreier und gefesselter als je vordem. Er mied seine Wohnung, lief stundenlang in Parkanlagen umher, kam endlich spät abends todmüde nach Hause. Schließ trotzdem schlecht und wurde von schlimmen Träumen geplagt, fuhr oft schreiend, mit stieren Augen und wirrem Haar, empor. Dann brummte Maria ärgerlich irgendein Schimpfwort vor sich hin, und leise, beschämt, legte sich Garman in die zerwühlten Kissen zurück.

Dreimal, in drei Nächten hintereinander, träumte Garman: da war eine Anweisung gekommen, für Warranson, über zwanzigtausend Kronen. Er, Garman, hätte sie quittiert, mit jenem Namenszug, den er nun schon so gut kannte, hätte das Geld an sich genommen, noch ein paar Tage gewartet, um keinen Verdacht zu erregen, dann Urlaub beantragt und wäre nach dem Süden gefahren. Nach Rom oder Neapel. Um nie, nie wieder zurückzukehren.

Am Mittag des Tages, welcher der dritten Wiederkehr dieses Traumes folgte, sah Garman allein in dem Büro, als der Fabrikant erschien. „Geld für mich da?“, fragte er lächelnd. Garman erhob sich, um nachzusehen, kam mit einer Anweisung über zwanzigtausend Kronen zurück. Warranson unterschrieb, nahm das Geld, ging fort. Daß Garman sich an den Tisch lehnte, feuchend, mit schweißnasser Stirn, kaum daß sich die Tür hinter dem Fabrikanten geschlossen hatte, das sah dieser nicht mehr.

Früh am nächsten Morgen beim Kaffee las Garman in der Zeitung, daß der Fabrikant Warranjon, der spät abends ein Weinstöckchen verlassen habe, auf dem Heimweg in einer dunklen Querstraße überfallen und ermordet worden sei. Alle Anzeichen sprächen für einen Raubmord, obgleich man noch nicht feststellen könne, daß Geld oder Wertgegenstände entwendet worden seien.

Garman las es und schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? Aber seine Kräfte waren weich und nachgiebig, als er sich erhob, um ins Amt zu gehen.

Freilich kam er nicht weit. Gerade als er die Wohnungstür hinter sich geschlossen hatte, kamen zwei Herren die Treppe herauf, die ihn artig begrüßten, sich als Kriminalbeamte erwiesen und ihn in ihre Mitte nahmen.

Natürlich leugnete er bei der Vernehmung, denn er war ja unschuldig. Alibi? Nein — das konnte er nicht nachweisen, denn er hatte sich ja um diese Zeit, wie immer in den letzten drei Wochen, in den Parkanlagen herumgetrieben. Man zeigte ihm den Bogen, auf dem er Warranjons Unterschrift geübt hatte. Nun leugnete er nicht. „Es war eine Spielerei,“ stammelte er. „Mir gefiel der Namenszug — er trieb mich krankhaft zur Nachahmung.“ Man lächelte wegwerfend. Garman wurde nervös. Endlich hatte er eine Erleuchtung. „Angenommen,“ flüsterte er, „ich hätte beabsichtigt, mir durch eine falsche Unterschrift das Geld anzueignen — das würde doch erst recht beweisen, daß ich Warranjon nicht getötet haben kann.“ Der Kommissar schüttelte den Kopf. „Wir unterstellen, daß Sie im letzten Augenblick fürchteten, die Fälschung könnte doch, trotz ihrer bewundernswürdigen Ähnlichkeit, entdeckt werden. Sie haben dem Fabrikanten also das Geld ausgehändigt — wohl, weil Sie dachten, später auf andere Art — wie, hat man ja gesehen — die Summe an sich bringen zu können.“

Garman wurde blaß vor Schreck. Er spürte bereits die Schlinge am Hals und sah keine Möglichkeit mehr, sich ihr zu entziehen.

Ein Fremder, einer, den Garman nie gesehen hatte, las die sensationellen Zeitungsberichte in dem Zuge, der ihn über München nach Italien bringen sollte. Er tastete mit der Hand nach der Brieftasche, die er in der Innenseite seiner Weste versteckt hatte. „Ich denke, ich kann ruhig unter meinem richtigen Namen reisen,“ dachte er und lächelte zufrieden.

Der Ruf der Mäuden.

Von Frank Crane.

Ich stand an einem der Tore der Stadt, wo der Menschenstrom sich in die Vorortzüge ergießt. Es war Abend am Himmel. Abend auf den Gesichtern: um mich herum und Abend in meinem Herzen. Der Ingrimm, die Anspannung, die Erbarmungslosigkeit des Kampfes kamen über mich.

Ich wartete in der Station und sah müde, unrasierte Männer blödsinnig oder vor Müdigkeit schlafend dort sitzen. Verlassene Frauen, müde, müde, müde, mit drängenden Kindern, die an ihren Rücken zogen, kleine, volle, starke Leben, die das schwache, schwindende Leben verdrängen wie Wölfe ihre Verwundeten fressen.

Ich sah die Armee der Arbeiter nach der letzten Arbeitsstunde aus der Fabrik kommen und ihre Göggeschreie tragen. Sie gingen mit schweeren, schlurfenden Schritten und einzige

lachten, als ob sie von einem Witz für einen Augenblick galvanisiert worden wären. Aber die meisten von ihnen sahen mit starrem Blick gerade vor sich hin.

Ich sah die Mutter von sechsen, als sie das letzte zu Bett gebracht und sich niedergesetzt hatte und zusammenzubrechen schien wie ein Postier, das man zu schwer beladen hatte. Und sie schloß ein, zu müde, um sich noch zu entheeren.

Ich sah den Komiker, der Tausende zu Lachstürmen bewegt hatte. Er trat aus der Bühnensüre, die Bänge von Müdigkeit verzerrt, um den Mund das verworrene Lächeln derer, die geerbtenen Herzen sind.

Ich sah den Jungen, der allein in der Stadt lebt, in den dürftigen Raum kommen, wo er schlief, die Schuhe abziehen wie ein Gefangener seine Ketten und mit dem Gesicht in den Händen sitzen, zu müde, um zu Bett zu gehen.

Ich sah das Ladenmädchen, als es sich umgelehrt glaubte und einen Augenblick ausrubte. Sein Gesicht war grau vor Erschöpfung. Es hatte die ganze Nacht an einem Kassenbett gewacht.

Ich sah einen schlottenden Mann im alten Rock, der glänzte, und mit ausgefransten Sohlen. Er ging spät am Abend verstoßen in den Park und lehnte sich auf eine Bank. Er breitete eine

Zeitung über die Knie und schielte im Augenblick.

Ich sah die moralisch Müden: den Jungen, der der Einsamkeit des Anständigen müde wurde und den's ins Nachlokal trieb, wo er zu trinken begann. Das Mädchen, das, des Kampfes um seine Tugend müde, sich gehen ließ und im Pfuhl der verlorenen Seelen hinwirdelte.

Und ich sah starke Männer, die, betrogen und entehrt, plötzlich müde wurden und am Leben erkrankten.

Und ich sah alte Männer und Frauen müde, weil sie die Hoffnung verlassen hatte, die Begeisterung geschwunden und die Enttäuschung gekommen war. Und sie verlangten nach der Ruhe und nach dem Frieden des Todes.

Und ich sah die Invaliden und Verbundenen und Verwundeten, müde, müde, müde.

Und ich sah alle die Unglücklichen, die nicht aus dem Stoff gemacht waren, der taug genug ist, um sie im Drängen und Kämpfen um den Erfolg vorankommen zu lassen. Und sie standen bemitleidenswert, hoffnungslos, erschütternd.

Die ganze Welt schien so müde zu sein, so müde, müde, müde.

Wahrhaftig, wären die beiden Freunde der Menschheit nicht, sie könnte nicht bestehen: der Schlaf und der Tod.

Das neue Frauenideal.

Von Walter Plitt.

Die Vorstellungen des Mannes über die Frau, nach der er sich sehnt, oder der einen Frau über die andere, der sie nachstreben will, haben sich im Laufe der Geschichte recht oft geändert. Die germanische Frau, die ihren Mann auf seinen Kriegsjahren begleitete, wurde abgelöst von der Frau der Frühgotik, die in der Ritterburg wohnte und von den Minnesängern besungen wurde. Auf diese Zeit der weidlichen Frauenberührung folgte eine Schmachzeit, an der auch die Reformation nichts ändern konnte. Eine wichtige Wandlung tritt erst ein, als die ritterliche Kultur durch eine bürgerliche in den Städten eingeht. Hier und auch fernerhin wird man sehen, daß das Frauenideal abhängig ist von der ökonomischen Entwicklung, und daß eine Veränderung des Frauenideals immer auf einer Veränderung der ökonomischen Grundlagen basiert. Am 18. Jahrhundert entsteht dann die sogenannte „Mätresse“, die Herren. Sie ist die lebenswürdige, geistreiche und belebende Salon dame und legt viel Wert auf Neußerlichkeiten. Aus jener Zeit stammen die Schminke, der Puder, das Schönheitspflasterchen und all die schönen Sachen, die man heute lieber auf dem Monde sehen möchte. Die Katakomben sind aber die Herrscherin auf dem Gebiete der schönen Künste, der Geschichte, der Literatur und nicht zuletzt der Politik. Als Geliebte der Könige ist sie das Schicksal ganzer Völker und Länder. Die Frau kommt hier erstmalig zur Macht, wenn auch durchs Hintertürchen.

Aber dieses Ideal der Frau wird durch den ebernen Schritt der französischen Revolution hinweggefegt. Außerlich wird die schlanke Frau modern. Das Korsett verschwindet, es folgt die Frau der Romantik. Dies ist die Zeit der stillen, vornehmen und freien Lebensauffassung des Bürgertums zur Zeit des Frühkapitalismus. Aber schon entsteht das moderne Industrie proletariat und mit ihm eine neue Frau, die Frau der Arbeit. Die Maschine hat die Arbeiterfrau in die Fabrik aus ihrem Heim vertrieben, die Maschine hat die Frau entwertet, losgelöst von allen Formen, allen Ge-

wohnheiten und alter Sitte. Der Kampf um die Frauarbeit beginnt, sowohl in der Fabrik, als auch in der Hochschule. Der Ruf nach Gleichberechtigung wird zum Kampfeswort. Gleichberechtigung in jeder Beziehung.

In diesem Streite helfen den Frauen abgeklärte und kluge Männer, die sozialistische Arbeiterbewegung macht sich die Frauenforderungen zu eigen, der Sieg wird immer mehr ausgedehnt, die Geburtsstunde der modernen Frau ist da. Wir sehen sie heute überall.

Wie sieht sie aus? Schon äußerlich betont sie die Freiheit! Die Insanien der alten Zeit, die Locken und Köpfe hat sie radikal abgeschnitten und trägt den Bubikopf. Sie trägt den kurzen Rock und zeigt ihre Beine, ob häßlich oder schön. Auf Toilette kann und will sie nicht viel Zeit verwenden, nicht Stunden vor dem Spiegel stehen, sondern mit einigen Strichen übers Haar soll das Frisieren beendet sein. Korsetts und ähnliche Dinge hat sie über Bord geworfen, sie zeigt ihre natürlichen Formen und ihr Grundgesetz ist: Gefall ich dir, gut; gefall ich dir nicht, dann laß es bleiben! Selbstverständlich ist sie im Beruf und will wirtschaftlich unabhängig sein von Elternhaus oder Mann. Dieser Wille hat die Ethik unserer Zeit vollkommen gewandelt. Das durch Jahrhunderte hindurch unberührte Verhältnis zwischen Mann und Frau hat plötzlich die erste große Verschiebung erfahren. Zum erstenmal stehen sich Mann und Frau auf einer Basis gleichberechtigt gegenüber, die die Grundlage unseres gesamten Lebens bildet: der Schaffung wirtschaftlicher Existenz. Heute ist uns diese Erscheinung schon so selbstverständlich, daß wir uns gar nicht mehr darüber aufregen und an alle Folgerungen, die sich aus dieser Tatsache ergeben, nicht mehr denken.

Die Vertreter des Westens und die Gegner des Fortschrittes stimmen ein lautes Klagegeschrei über die Verderbtheit der Sitten der heutigen Jugend und der Frau im besonderen an, aber sie übersehen, daß in Wirklichkeit durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Frau eine

solch starke Hebung des allgemeinen Ethos eingetreten ist, wie es nur in ganz wenigen Augenblicken der Weltgeschichte gewesen ist.

Zum erstenmal ist für weite Volksschichten das Grundproblem des Verhältnisses zwischen Mann und Frau gelöst worden. Es ist aus der elendigen Verquickung von Interessen und Eigenheit, aus jeder Verfälschung durch nebenfällige Rücksichten und Erwägungen befreit worden. Das junge Mädchen von heute kann sich den Luxus erlauben, einen Mann nach seiner Wahl zum Manne zu nehmen, es braucht nicht auf Mißgünst zu achten; infolge seiner wirtschaftlichen Stellung kann es — leben, wen es will und braucht nicht zu heiraten, wenn es nicht will. Die neue Stellung der Frau brachte in unsere scheinbar so „schlechten“ Zeiten einen Sieg des reinen Gefühls über die Knechtung der Interessen.

Und diese Einstellung der fräulichen Liebe ist das Entscheidende an der modernen Frau. Alles andere: der Sport, ihre Ducht nach Wasser, Licht und Sonne ist nur Begleitererscheinung, wenn auch keine unwesentliche. Auch die Ehe

hat sich gewandelt. Das mütterliche und schwermütliche Ideal der neuen Frau gibt auch ihr eine neue Prägung. Die Frau ist nicht nur Hausfrau und Mutter, auch nicht mehr Herrin, zu der der Mann betend aufschaut: sie ist Kameradin und wahre Lebensgefährtin. Sie ist nicht zunächst Frau, sondern Mensch.

Freilich gibt es auch heute noch die alten Typen. Noch gibt es sie. Das Proletariat befreit sich von diesen Ueberresten und strebt ganz dem Neuen zu.

Die Frau wird Mensch. Nicht mehr lächerliche äußere Formen werden über Wert und Unwert der Frau entscheiden, nicht mehr Kleidung und Körper ausschlaggebend sein, sondern der innere Wert wird entscheidend sein für die Wahl des Mannes. Aber ihr Männer nehmen auch in acht. Paßt auf, daß ihr nicht verjagt. Seht in euch hinein und schlägt eure Herzen aus. Alte Romantik, alte Herrschsucht und alte Rechtshaberei gibt es darin noch zu viel. Befreit ihr euch nicht von diesen Ueberbleibseln einer alten Zeit, dann wird die Frau euch mitleidig über die Schultern ansehen.

dahin, er wollte so gern wissen, was drin stand. „So, da kann er ja liegen bleiben.“

Und er wiederholte in Gedanken, als wolle er sich überreden:

„Da kann er ja liegen bleiben, ich werde ihn doch nicht lesen, er ist ja an Ludmilla adressiert.“ Wenn sie kommt, wird er ihn Ludmilla geben und mit einem bitteren Lächeln sagen: „Bis jetzt haben wir immer gegenseitig unsere Briefe gelesen. Aber mir scheint, die Zeiten haben sich geändert.“ Die Zeiten haben sich geändert! — das klingt gar nicht schlecht. Nein, man muß das boshafter sagen. Jemandem viel boshafter.“

Er hätte den Brief wahrscheinlich nicht gelesen, wenn Ludmilla Viktorowna rechtzeitig zurückgekommen wäre. Aber während er so dasaß und die unmöglichsten Vermutungen und Annahmen anstellte, versiel er schließlich in einen vollkommen unzurechnungsfähigen Zustand. Er geriet in Wut, seine Lippen zuckten, seine Augen waren blutunterlaufen wie bei einem gereizten Stier. Er stürzte ans Telephon. Jetzt würde er sich gleich Marthei schaffen. Wenn Karinski nicht zu Hause war, dann waren sie also zusammen fort und dann.

„Hallo. Ist Pawel Konstantinowitsch zu sprechen?“

„Er ist fort.“

„Danke sehr. Nein, ich werde ihn schon anrufen.“

So. Vielleicht sollte er noch weiter den Edelmütigen spielen und sich zum Narren halten lassen?

Er zerriß den Umschlag. Draußen im Korridor weinte Tante Polja. Nebenher wurde auf einer Mandoline geklimpert.

Der wütende Stier hatte den Kopf gesenkt. Gleich wird er den Feind auf die Hörner spielen.

„Sieber Jüd, ich muß heute im Klub sprechen, ich konnte unmöglich nein sagen. Inzwischen ist die Saat deiner Klaffe vom Frost der Trennung vernichtet worden und ich möchte dir doch so gerne wieder helfen, dein Kleid zuzuknöpfen, du würdest sehen, daß ich jetzt noch deiner Strafpredigt das Gelernte tabellos kann.“

Wenn Karinski einem betrogenen Gatten eine Denunziation oder einen anonymen Brief hätte schreiben wollen, so hätte er die Antreue der Frau gar nicht besser darstellen und den Adressaten nicht mehr in Kaserei versetzen können, als durch einen solchen Brief. . .

Der Liebesbrief.

Im „Bücherkreis“, Berlin SW 61, erscheint in Kürze der Roman „Die Rebellion des Ingenieurs Karinski“ von Dmitri Fischenwerikow. (Preis 1.80 Mk., für Mitglieder Sonderpreis.) Das Buch hat in der Hauptfrage das Liebes- und Eheleben im heutigen Rußland zum Thema. Wir veröffentlichen heute aus diesem Roman mit Genehmigung des „Bücherkreises“ einen interessanten Abschnitt.

Währenddessen gelangte Karinskis Brief aus seiner Wohnung in die Tichanowitschs. Njusda, die ihn hindrücke, schwächte unterwegs noch mit dem Hausmeister und zankte sich mit einem Matrosen herum, der sie auf der Straße belästigte.

Einem Gepäckträger eine Schwadeltreppe aufzutragen oder einen Schornsteinfeger einen Konkreteflügel stimmen zu lassen, ist weniger hinderlich, als eine alte Jungfer in Liebesdingen zu Hilfe zu nehmen.

Karinskis Brief wurde von Tante Polja in Empfang genommen. Ludmilla Viktorowna war unglücklichweise nicht zu Hause, Tichanowitsch dagegen kam sehr früh zurück. Er tat das mit Absicht hin und wieder — zum Schaden seiner Arbeit —, um seine Frau kontrolieren zu können und sie in ständiger Angst vor seiner unerwarteten Rückkehr zu halten.

Seit dem Augenblick, wo er zurück war, verlor Tante Polja fast den Verstand. Sie wurde rot und blaß, gab verkehrte Antworten und benahm sich ungefähr so wie eine Gattin, die ihren Liebhaber unter dem Bett verweckt hat und der es plötzlich einfiel, daß die Pantoffel ihres Mannes, die er sicher brauchen würde, unter dem Bett standen.

Tichanowitsch schaute verwundert auf das seltsame Gebaren der aufgeregten alten Jungfer. Sie ließ jeden Augenblick ans Fenster und belundete offensichtlich große Unruhe. Sie betastete den Brief, den sie in ihrer Jacke versteckt hatte, verbarg ihn dann wieder unter ein Kissen, in ihre Manteltasche, in den Einholkorb. Das arme Wurm hotte zum erstenmal in seinem Leben einen Liebesbrief in der Hand. Schließlich ließ sie ihn mitten im Zimmer an der sichtbarsten Stelle fallen und verlor vor Schreck Denk- und Sprachvermögen. Sie erstarrte und blickte mit verzerrtem Gesicht auf den Brief, als sei es der glühende Zünder einer Bombe.

„Was haben Sie denn da?“

„Nicht! Nicht!“ kreischte sie, und froh, die Sprache wiedergefunden zu haben, legte sie los, daß das ihr persönliches Geheimnis wäre, daß das ihr Tagebuch wäre, nein, im Gegenteil, nichts von Bedeutung, nur der Wäschezettel. . . ach nein, gar nicht der Wäschezettel, sondern einfach ein Stück reines Papier, das sie sich geholt hätte, um einen Brief zu schreiben — und da hat sie einen Schreden gekriegt — wosor hat sie einen Schreden gekriegt? Sie hat einen Schreck gekriegt, weil das laudere Papier heruntergefallen war und schmutzig werden konnte.

Tichanowitsch hatte inzwischen die Anschrift gelesen.

„Ein netter Wäschezettel. Ist Ludmilla Viktorowna ihrer Meinung nach vielleicht ein Laken oder ein Kissenbezug? Geben Sie mal her. Und bibbern Sie nicht wie eine Kage im Schnee. Wenn es für Ludmilla ist, dann werde ich es schon nicht lesen, seien Sie unbesorgt, aber seit wann sind Sie denn zum Briefträger geworden, Polina Sergejewna?“

Er legte den Brief auf den Tisch und schaute weg, denn es zog ihn unwiderstehlich

Tropfen im Meere.

Von Gerdlund.

Es war alles so gekommen, wie es kommen mußte: der Tango, die kleinen, bunten Bildere, seine Zärtlichkeit, die Mitleid hieß, die Tränen, der flüchtige Kuß, der Händedruck, es war alles so gekommen, wie es kommen mußte. . . Und das, was da kommen mußte, das Unerbittliche, hieß: Abschied. Das war der Sonntagabend. Es war ein Sonntagabend wie alle anderen Sonntagabende. Ein Abend mit einer kleinen Bekennung vor dem nächsten Morgen, da man hinter dem Badentisch stehen würde, ein Abend mit der kaum mehr bewakten Angst, die da hieß: „Werde ich morgen mit verweinten Augen aufstehen?“ Ja, dessen wurde sie sich jetzt bewußt, jetzt, in der kalten, möblierten Stube vor einigen belegten Kloten sitzend, vor einer Tasse kalten Tees, angefaßt der sinnbetäubenden Tapete, dessen wurde sie sich jetzt bewußt, daß diese Angst Gewohnheit war, Gewohnheit und Abgestumptheit. Und bei diesem Gedanken erschall sie heftig.

Wie hatte er es gesagt? „Liebes, Kleines“, so war es, „Liebes, Kleines, du weißt doch, was wir mal vereinbart haben? Kannst du dich besinnen, daß wir vereinbart haben, daß du nicht weinen wirst, wenn. . .“ Dies „Wenn“ war immer das gleiche, und diese Tränen, waren sie nicht auch immer die gleichen, die sie weinte, wenn der jeweilige „Er“ Abschied von ihr nahm? . . .

Jetzt saß sie in dieser Stube, die sie morgens verlieh und abends beirat, sie saß auf dem Bett und weinte die obligaten Tränen. Es mag eigenartig klingen, aber es muß doch gesagt werden: es waren gewissermaßen Pflichttränen, die sie glaubte, dem schuldig zu sein, den sie mit ihrer seltsam stumm, hingebenden Liebe bedacht hatte. Gatte!

Man mußte sich trösten. Man durfte sich vor einem Manne nicht vergeben.

E einmal — aber das war schon lange her: Ewigkeiten — hatte sie einem Manne geschrie-

ben: „Du, jetzt stelle ich mein Herz in die Kumpelkammer. Mag es holen, wer da will. Du...“ Sie hatte diesen Satz genau behalten. Es kam ihr vor, als hätte ein Dichter ihn geschrieben haben können. Und der, dem er galt, war der Erste gewesen...

Sie trat ans Fenster und blickte hinunter auf den schwarzen Schacht, der Hof genannt wurde. Hinter einigen Fenstern brannte Licht. Da ihr war alles dunkel. Für sie war alle Freude, alle Lust, alle Süßigkeit der Liebe nur Epifode, denn auch sie, ihr schmaler, knabenhafter Körper, ihre beiden knospigen Brüste, ihre stammelnden Liebesworte, ihre ganze weibliche Schmiegsamkeit waren den Männern nichts anderes...

Jemand sang ein Grammophon. Eine Nachschichtkürze heulte auf.

Plötzlich fühlte sie, daß sie noch im Mantel war, noch den Hut auf dem Kopfe hatte. Eine Angst griff sie und würgte an ihrer Kehle, eine Angst vor dieser Stube, dieser Tapete, dem strahlenden, rasenden Schmarren der Eheleute im Nebenzimmer, eine Angst vor dem Morgen.

Sie öffnete die Tür und ging hinaus. Bald stand sie wieder auf der Straße. Sie ging mit blinden Augen an den schimmernden Auslagen der Schaufenster entlang.

Ein Atem streifte sie. Worte klangen an ihren Ohren vorbei. Worte der Verehrung, der Begleitbarkeit. Sie achtete ihrer nicht. Aber der Atem wurde intensiver. Und die Worte wurden dringlicher. Da drehte sie sich halb um. Ein älterer Herr, sehr sorgfältig und gut genährt und gepflegt. Eine Tanzfonditörel. Ein Stiefhändler in einer Bierhalle. Auto. Ein Hotelzimmer. Schummrige Beleuchtung. Und der Atem mit hängenden Armen und sturem, unflüchtigen, lästernem Blick...

Als sie erwachte, graute der Morgen. Sie wachte nicht gleich, wo sie sich befand. Als sie sich bejaunt, sprang sie auf. Das Bett nebenan war zerwühlt und leer. Auf dem Kissen lag ein Geldschein. Sie starrte ihn mit ungläubigem Entsetzen an.

Dann schrieb sie auf: „Das ist... das ist ja die Strafe!“

Folterqualen des Mittelalters.

Während des 11., 15. und 16. Jahrhunderts, als sich die Gerichte aller europäischen Länder der Folter bedienten, kamen insgesamt vier Millionen Menschen durch Folterqualen ums Leben. Die Folterarten des Mittelalters übertrafen die des Altertums an Grausamkeit weitans. Die einzelnen Folterarten und die Anwendung der verschiedenen Foltermittel waren genauen Vorschriften unterworfen. Die ausübenden Organe wurden bei ihrer Tätigkeit sogar streng kontrolliert, damit der Gefolterte nicht vor dem Geständnis starb. Wer etwa die vom Richter vorgeschriebene Folterart eigenmächtig erweiterte oder ungenau ausführte, mußte der gleichen Strafe gewärtig sein, die er an dem betreffenden Opfer vornahm.

Die mittelalterliche Menschheit war von der rechtlichen Seite dieses Analmittels überzeugt. Das Wesen der Gerichtsbarkeit ist ja das Spiegelbild der Ethik einer Zeitperiode und die Kultur jener Zeit war tiefstehend und von barbarischen Wesenszügen stark durchsetzt. Eine Christenheit, die das Leben nur als eine Vorbereitung auf das Jenseits ansah, für die das irdische Leben ohnehin keinen Wert hatte, geschweige denn das höchste aller Güter darstellte, hat diese Dinge anders aufgefaßt wie wir, die

wir im Menschenleben einerseits und im Schutze und in der Gesunderhaltung des Menschen andererseits unsere höchste Kulturtaufgabe erblickten.

Die mittelalterliche Folter zerfiel in mehrere Grade. Der Untersuchungsrichter, der ein Geständnis erpressen mußte, versuchte es zuerst mit der „mildesten“ Folterart, um bei negativem Erfolge sodann zur zweiten und dritten Stufe überzugehen.

Die mildeste Folter bestand darin, daß man dem Beschuldigten Hände und Gelenke fest verschürzte, so daß sie bis auf die Knochen gequetscht wurden. Manchmal wurden sie auf den Rücken gebunden. Dieser erste Grad der Folter konnte verstärkt werden, indem man überdies noch Daumenschrauben anlegte. Durch diese Instrumente wurden die Daumen fest zusammengedrückt, oftmals geradezu flachgedrückt. Eine große Rolle spielten die spanischen „Stiefel“. Das waren Schnürwerkzeuge, die die Peine, insbesondere die Waden, stark zusammenpressten. Die spanischen Stiefel waren ein sehr gefährliches Folterinstrument.

Der zweite Grad der Folter bestand darin, daß man den Beschuldigten auf eine Leiter zog, ihm spanische Stiefel anlegte, seine Gliedmaßen überdies auseinanderzerrte, ihm schwere Gewichte an die Füße hing, die je nach der richterlichen Anordnung aus Eisen oder Eisen bestanden, sie eventuell auch noch an seine Hände hängte, und auf dem nunmehr vollkommen regungslos gemachten Menschen herumtrampelte. Hierbei gab es noch verschiedene Abstufungen: man konnte bei besonders harter Folter zweiten Grades entweder auf den spanischen Stiefeln herumtrampeln oder aber das Opfer mit glühenden Schwefelstücken bewerfen oder der Verzeffende wurde an den auf den Rücken gebundenen Händen hinausgezogen und längere Zeit hängen gelassen.

Den dritten Grad der Folter kann man sich kaum vorstellen. In diesem Falle wurden dem Beschuldigten spanische Stiefel angezogen, er wurde auf die Leiter gehängt, man tauchte Federkerze in glühendes Blei oder in flüssigen Schwefel und zündete sie dann auf dem betreffenden Menschen an. Nicht selten wurden auch Holzspäne in siedendes Blei getaucht und in bestimmten Zeitabständen auf den Gefesselten geworfen. Hierbei suchte man sich besonders empfindliche Körperteile, wie beispielsweise die Augenlider oder den entblößten Hals aus. Besonders strafbar erscheinend war folgende Maßnahme: Man behrte spitze Hölzer unter die Nägel des Beschuldigten und lenkte sie an.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es überdies noch spezielle Marterwerkzeuge. Der „spanische Bod“ zum Beispiel, der in Mecklenburg in Gebrauch stand, quetschte den ganzen Körper auf die entsetzlichste Weise ein. Es gab ferner noch die „spanische Kappe“, die man in Oberitalien gebrauchte; den „Schwifast“, die „englische Inugiran“, die aus einem mit Stacheln ausgelegten Panzer bestand und die verschiedenlichsten feinen Marterinstrumente, die sich heute noch in Museen vorfinden.

Bedenkt man, daß die Folter erst im 18. Jahrhundert abgeschafft wurde, daß man sie in Frankreich zum Beispiel bis zum Ausbruch der Revolution anwandte, und daß erst Friedrich der Große sie in Preußen aufhob, so wird man sich nicht weiter wundern, daß die ganze Menschheit eigentlich fast bis in unsere Tage hinein unter feilschem und geistigen Druck lebt, den die herrschende Oberklasse wohlweislich nicht milderte, da Folter und Gewissenszwang ihr Herrsch- und Machtmittel war.

Weiteres.

Grund. „Warum werden wohl im Spätsommer die Blätter der Bäume im Stadtpark rot?“ — „Kunststück, daß sie erröten bei dem, was sie alles in den Sommernächten unter sich sehen müssen!“

Der Bundesgenosse. Mit Entsetzen bemerkt der Pfarrer einer Dorfkirche, wie ein Junge von der Empore herunter Rüsse auf seine im Kirchenschiff stehenden Andächtigen wirft. Unschlüssig, was er tun soll, blickt er in die Höhe. — „Predigen Sie ruhig weiter, Herr Pfarrer“, ertönt da die Stimme des Misslätters, „wenn einer schläft, schmeiß ich!“

Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schach, Zwettl Nr. 65 bei Teplitz-Schönau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 25.

Von Rudolf Buchner, Erdmannsdorf in Sachsen. Original.

Schwarz: Kc5; Lh2; Bd4, d7, e4, e6, f4 (7).



Weiß: Kg7; Dg2; Lc7; Sb4; Bg4 (5).

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

Lösungszug zu Nr. 22: Lg8—e6!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Patz Alois, Zuckmantel; Uibert Rudolf, Prosseditz; Walter Lud. und Robek Franz, Kwitkau; Schlosser Heinrich und Amler Rud., Graupen; Kammel Anton und Wegricht Karl, Tetschen; Schmieder Albin, Katarinaberg; Gottfried Hans, Ufidiel Johann und Gruber Josef, Helleichen bei Staab; Scharoeh Franz, Wisterschan; Horn Franz, Böhm-Kamnitz; Konkall Eduard, Trapschitz; Tille Josef, Loosdorf; Hyna Josef, Hostomitz; Tiel Josef, Obergeorgental; Bachmann Reinhold, Pisehau; Müller Rud. und Nickel Karl, Eichwald; Demel Rudolf, Schirmdorf; Adolf Wenzel, Arnsdorf bei Haida; Schöpka Josef, Eidlitz; Zeismann Rudolf und Veith Ferd., Politz a. d. E.; Häblig Johann und Bräutigam Anton, Bergesgrün; Kibitz von Georgental; Hieko Josef, Meistersdorf; Vogel Josef, Sobochleben, Nachtrag zu Nr. 21; Zeismann Rudolf und Veith Ferdinand, Politz a. d. E.; Ondraček Josef, Brünn.

Briefkasten.

G. Karl, Bodenbach. Aufgabe gut verwendbar; kommt in Druck.

H. Josef, Meistersdorf, Nr. 1 und 3 sehr hübsch, bei Nr. 2 gefüllt mir der Schlüsselzug nicht.

H. Otto, Saaz, Nr. 4. Unlösbar nach S6—e5 folgt Sb5—c3 oder Sb5—d6. N. 5 müßte der w. K statt auf f auf f6 stehen, da sonst der schw. K auf f5 ein Fluchtsfeld besitzt.

An alle Problemkomponisten. Bitte die Aufgaben immer der Reihenfolge nach zu nummerieren, da bei Mehrreinsendungen die Kontrolle leichter durchzuführen ist.